

Begegnen wo? - Begegnen wie?

Autor(en): **Rellstab, Ursula**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **62 (1975)**

Heft 2: **Begegnungsorte = Lieux de rencontre**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-47769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Begegnen wo? – Begegnen wie?

Von Ursula Rellstab

Es ist fünf oder sechs Jahre her, da las man in einer Fachzeitschrift für Gartengestaltung von einem Ort der Begegnung. Ein Gartenarchitekt hatte ihn geschaffen. In einer damals neuen und vielpublizierten Siedlung. Er zählte auf, was er alles getan hatte, um wenigstens das Leben draussen, zwischen den monotonen Blocks, etwas erträglicher zu gestalten. Und der Höhepunkt war eben dieser Ort der Begegnung: drei Wege, eine Linde und eine Bank! Nichts gegen Linden und Bänke! Nichts gegen Nostalgie! Traurig stimmt nur, dass es, abgesehen von der Bank und der Linde und den Sandhaufen üblichen Zuschnitts, keine anderen Orte der Begegnung aufzuzählen gab. Keine Abenteuerspielplätze, keine Robinsonspielplätze, keine Bocciabahnen, Gartenwirtschaften, Schrebergärten oder Kinderpflanzecken.

Wenn der Ort der Begegnung unter der Linde nicht benützt wird oder zuwenig benützt wird, so wird das niemanden stören. Eine Bank ist nun einmal zum Sitzen da, und sie eignet sich schlecht zum Umfunktionieren, um das arg strapazierte Wort doch noch zu gebrauchen. Man kann eine Bank nicht vermieten. Anders ist es mit gemeinsamen Werkstätten unten in einem Wohnblock oder mit einem Andachtsraum in einem Shopping-Center: Wenn solche Räume nicht benützt werden, ist es wirklich

naheliegender, auf den Gedanken zu kommen, sie umzunutzen – als Lager, für stilles Gewerbe oder für Verkauf. Damit sie wenigstens rentieren, wenn schon niemand Interesse dafür zeigt, sie im Rahmen des geplanten Zweckes zu benützen.

Man soll nicht sagen, das liebe Geld sei an allem schuld. Selbst in einem Altersheim (und wer wollte behaupten, ein von der öffentlichen Hand gebautes und geführtes Altersheim sei ein Renditenblock?) wurde ein

unbenutzter Raum bald einmal für andere Zwecke eingerichtet als für den ursprünglich vorgesehenen. Das Türschildchen «Begegnen» hatte die Bewohner des Altersheims daran gehindert, den Raum zu betreten, und da er stets leer stand, folgerte man, dass Begegnen im Hause nicht gefragt sei.

Woran liegt es also, dass Räume, die vom Bauherrn und vom Architekten liebenswürdigerweise als Orte der Begegnung eingerichtet worden sind, oft nicht benützt werden? Die Tatsache, dass es die Räume gibt, genügt in vielen Fällen nicht. So befremdend es klingt: Man muss die Leute daran gewöhnen, die neuen Räume zu benützen. Man muss ihnen zeigen, was man mit einem Raum alles machen kann. Das gilt nicht nur für ein Begegnungszimmer in einem Altersheim, sondern auch für Jugendhäuser, ausgekernte Hinterhöfe, Kirchgemeindegäulen und Kulturzentren.

Sind die Leute heute phantasieloser als früher? Auf jeden Fall sind sie ungeduldiger. Man hat nicht die Zeit und die Musse zuzuwarten, bis ein neugeschaffener Platz durch einen Zufall oder durch eine beson-



Foto: Fulvio Roiter

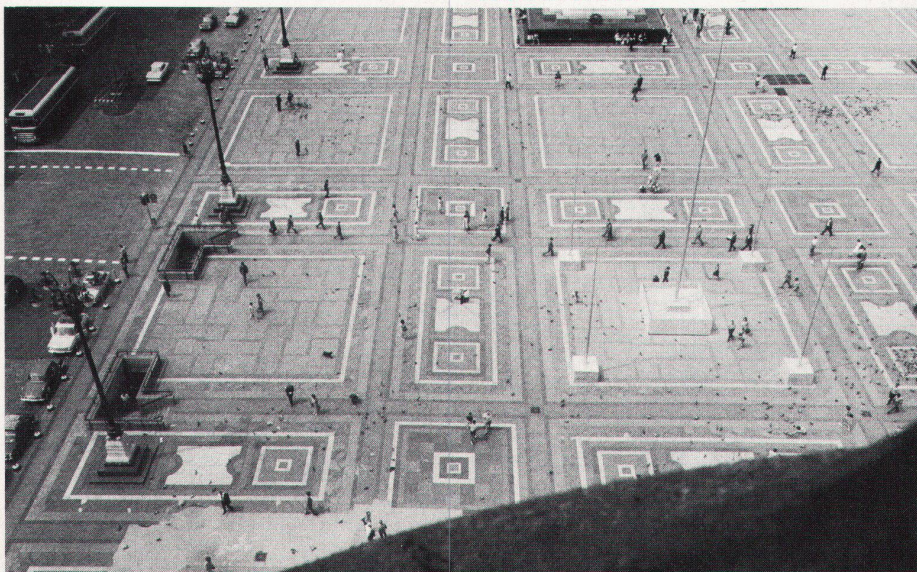


Foto: Kurt Ammann

Begegnen draussen ...



Foto: Kurt Ammann

dere Begebenheit belebt wird, man fühlt sich gedrängt, ihn möglichst bald zu aktivieren. Man hat nicht die Geduld, ein paar Jahre zu warten, bis eine initiative Siebzjährige ins Altersheim kommt, die ein paar Ideen parat hat, was man mit dem leerstehenden Begegnungszimmer anfangen könnte. Man mag dies bedauern oder beklatschen. Es stellt sich die Frage, wer denn für Aktivität sorgen soll.

Gemeinwesenarbeiter zum Beispiel oder «animateurs». Wobei die «animateurs» in den französischen Maisons de la Culture gemeint sind und nicht die Lustigmacher eines Club Méditerrané oder die Aufheiterer einer Reisegesellschaft. Ein Gemeinwesenarbeiter ist sozusagen von Berufs wegen dazu verpflichtet, die Leute auf Ideen zu bringen und ihnen dabei zu helfen, sie zu verwirklichen. Solche Ideen können sein: gegenseitiges Kinderhüten, Aushilfe bei Erkrankten der Mutter, gemeinsame Weihnachtsfeiern im Block, Hilfe oder Selbsthilfe für Gastarbeiter, Gründen einer Spielgruppe oder eines Kleinkindergartens, Betreuen von Betagten in der Siedlung, gemeinsames Anlegen eines Abenteuerspielplatzes, gemeinsame Planung und Ausbau eines Begegnungszentrums oder Jugendhauses zusammen mit dem Architekten.

Was der Gemeinwesenarbeiter auf sozialem Gebiet ist, ist der «animateur» – oder wie man auf Deutsch so hässlich sagt: der Animator – im kulturellen Bereich. Er soll nicht von aussen her Kultur in die neuen Siedlungen pumpen, sondern er soll dafür sorgen, dass die Bewohner kulturell angeregt werden und mit der Zeit selber, in Zu-

sammenarbeit mit Professionellen, dazu kommen, Kultur zu machen – und dann auch selber zu geniessen. Das kann geschehen, indem man einen Bildhauer in die Siedlung oder in deren Nähe holt und ihn verpflichtet, während einiger Monate dort zu arbeiten, zugleich aber mit ihm vereinbart, interessierten, neugierigen Kindern oder Erwachsenen Zutritt zu seinem Atelier zu gewähren. Wenn er sich dazu eignet, kann man ihn auch bitten, den Kindern oder Jugendlichen zu zeigen, wie man mit Stein oder Metall umgeht. Das Werk, das während seines Aufenthaltes im Dorf oder in der Siedlung entsteht, wird angekauft und im Dorf oder in der Siedlung aufgestellt. Es leuchtet ein: diese Plastik ist für die Bevölkerung nicht irgendeine Plastik, sondern etwas, womit ein Teil der Bevölkerung gemeinsame Erlebnisse in Verbindung bringt.

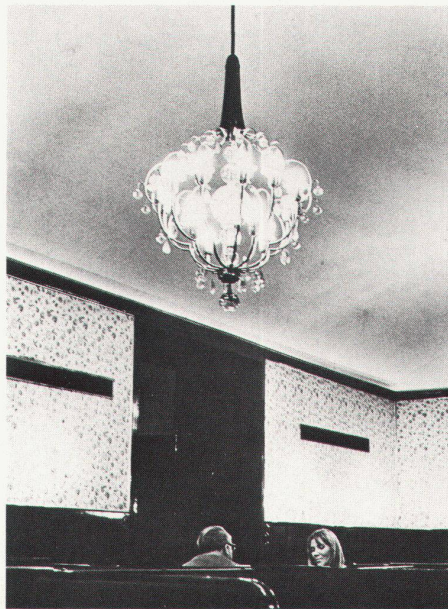
Eine andere Art des Animators zu arbeiten: eine Truppe, bestehend aus professio-

nellen Schauspielern, Regisseuren und Autoren, arbeitet mit der Bevölkerung zusammen: die Mitglieder der Truppe gehen in die Betriebe und erkundigen sich nach den Theaterwünschen der Arbeiter und Angestellten, aber auch nach ihren Problemen. Diese Information versuchen sie in ein Theaterstück «umzugiessen», wobei sie dies nicht hinter verschlossenen Türen tun, sondern immer wieder Kontakt aufnehmen mit den Leuten in den Betrieben. Wenn es dann zur Aufführung kommt, ist Werbung überflüssig. Die Zuschauer kommen, um ein Stück zu sehen, das sie selber angeregt, an dem sie beteiligt waren, das sie und ihre Probleme darstellt.

Die geschilderten Beispiele sind nicht aus der Luft gegriffen. Sie wurden durchgeführt, und zwar in Chalon-sur-Saône, in einer Stadt, die seit Generationen bar jeder Kultur dahinvegetierte. Was hat das alles mit Architektur zu tun? Sehr viel. Es braucht zu solchen Zwecken Räume. Räume, die vielleicht gar nicht für solche Zwecke gebaut worden waren. Räume, die paradoxerweise primitiv und raffiniert zugleich sind, geeignet, solches Tun anzuregen und es zu ermöglichen.

Damit solche Räume gebaut werden können, braucht es Bauherren mit grossem Einfühlungsvermögen für kulturelle und soziale Belange. Und es braucht Architekten, die es nicht nötig haben, sich selber in den Vordergrund zu stellen. Denn die Benutzer sollen die Räume umgestalten dürfen. Und sie werden dies garantiert nicht nach den Prinzipien der guten Form tun...

Wichtig ist nicht die gute Form, und wichtig ist letztlich auch nicht die Qualität der Theateraufführung, sondern das «Gemeinsam-selber-tun-Dürfen». Denn das Nebenprodukt dieses Tuns ist die Begegnung. Die Begegnung ohne das Etikett: «Hallo, hier wird begegnet!» ■



Alle 3 Fotos: A. Wolfensberger

... und drinnen

